



Von Willy Bartock

Zwei Fördertürme, mächtige Stahlskelette, zwei Kamine, steinerne Riesenfinger, recken sich in einen feiertagsblauen Himmel. Die Kohlenwäsche, das Maschinenhaus, die Werkstattgebäude liegen niedrig und still zu Füßen der Giganten. Kaum ein Mensch bewegt sich auf dem großen Zehengelände. Es ist erster Mai. Sogar der Wind hat Feiertag heute, er schläft unter dem warmen blauen Himmel. Die Fahnen auf den Fördertürmen hängen lustlos und träge — niemand spielt mit ihren schönen bunten Tüchern. Alles ist still, nichts ist los auf dem Schacht.

Dafür ist keine 300 Meter vom Schacht-
eingang entfernt um so mehr los. Hier steht
das Festzelt. Hier scheint sich der ganze
Lärm versammelt zu haben. Musik, Gesang,
Geschrei, Freude, Trunkenheit. Männer
Frauen, Jugend, Kinder, und über Allem
Staub und Bierdunst und ein lachender
Himmel.

Der Fremde

Vor dem Zelt steht eine karussellförmige Pilsbude, von durstigen Menschen umlagert, die an der Rundtheke hängen wie ein Bienenschwarm, in dem alles Zappeln und Drängen darauf bedacht ist, an den labenden Nektar zu kommen. Alle sind durstig, einige sind klug und rufen über die Köpfe der Drängenden: „Paul, bestell mal für uns mit! Reich mal vier Stück rüber!“ Dann wandern die schäumenden Gläser in hoch-
erhobenen Händen über die eingezogenen Köpfe der Menschentraube und sind im Nu in durstige Kehlen entleert und sind schon wieder auf dem Rückweg in die Thekenmitte, um bald wieder den Weg nach außen anzutreten. Volksfest und Trunk gehören von jeher zusammen; bei dem warmen Wetter heute kommt noch echter Durst hinzu und läßt die Zapfhähne ununterbrochen laufen.

Peter Möhlenkamp löst sich aus der Menschentraube. Er gibt es auf, länger auf sein Bier zu warten. Vielleicht ist im Festzelt leichter dranzukommen.

Eine dumpfe Wärme brütet unter den riesigen Zeltplanen. Durch die hochgeklappten Seitenwände dringt kein Hauch. Die Musik schweigt im Augenblick. Die Musikanten haben das Podium verlassen, stehen herum und trinken an der Theke. Die Theke ist ein Ding! Sie zieht sich an der ganzen rechten Zeltseite hin. Peter Möhlenkamp ist so beeindruckt, daß er trotz seines Durstes beschließt, erst an der letzten Zapfstelle ein Bier zu bestellen. Er schreitet, für sich zählend, das Monstrum von Theke ab. Richtig geschätzt, über vierzig Meter. Am zehnten Bierhahn schließlich füllt sich für ihn das Glas. Er trinkt es in einem Zuge leer und läßt es neu füllen.

Die Musikanten in ihren schwarzen Uniformen gehen auf das Podium zurück. „Die verflixten Winterpelze“, sagt einer zu seinem Kameraden, „hoffentlich verschreibt man uns bald 'ne Sommerkluft.“ Peter hat die Bemerkung gehört und denkt: die Uniformen sind dunkel, die Menschen sind dunkel, alles ist so dunkel hier. Er denkt an die Arbeit, an den Pütt unten. Er ist nicht gerne Bergarbeiter geworden. Er spürt, was ihn abseits stellt, was ihn trennt von den Bergmännern.

Die Musik bläst einen Tusch. „Damenwahl!“ ruft der Kapellmeister in das kaum halbgefüllte Zelt. Er will wohl ein wenig Schwung in die Bude bringen. In der rechten Hand hält er den Taktstock und dirigiert mit kleinen Bewegungen; in der linken hält er ein großes Taschentuch, mit dem er sich häufig über die Stirn wischt, ein dunkles Taschentuch.

„Darf ich bitten?“ Peter verschluckt sich fast an seinem Bier, so überrascht ist er.

„Es ist Damenwahl“, sagt lachend eine hübsche Person und zieht ihn ein wenig zur Mitte, wo auf der großen Tanzfläche drei Dutzend Paare trotz der Wärme einen Walzer wagen. Peter widerstrebt nicht — er ist sonst immer allein, seit er hier ist.

Er macht eine gute Figur. Etwas altmodisch ist der weite Schwung, mit dem er seine Tänzerin dreht, etwas altmodisch auch die Haltung, die eine enge Tuchfühlung unmöglich macht. Sie versucht ihn anzusehen, aber er wendet den Kopf während des ganzen Tanzes wie verlegen ab und spricht kein Wort.

„Guck mal, der Möhlenkamp“, sagt ein Kumpel erstaunt, „der kann ja tanzen.“ —

„Warum soll er nicht tanzen können“, bekommt er zur Antwort.

„Ich weiß nicht. Es wundert mich einfach, weil er sonst so anders ist.“

„Hast recht — ein richtiger Bergmann wird der nie.“ —

„Aber ein guter Kamerad ist er!“

„Das stimmt!“ ist die Antwort, und die zwei drehen sich wieder zur Theke und sagen Prost.

„Ganz allein hier?“ fragt die dunkelhaarige Frau, als der Tanz zu Ende ist.

„Ja.“ sagt Peter.

„Sind sie immer so ernst?“

„Ich bin nicht von hier —“ antwortet er und weiß nicht mehr zu sagen.

„Das ist kein Grund, heute Trübsal zu blasen“, lacht die Frau, „komm, laßt uns einen trinken.“

Peter geht wortlos mit der Frau zur Theke. Peter ist verlegen, der Ton ist ungewohnt. Er reicht ihr ein frisches Glas Bier, mit dem sie sofort an seines anstößt. Ein Kumpel, der sich neben sie stellt, fragt laut und ungeniert:

„Na, Anna, so früh schon auf Männerfang?“

„Paßt dir wohl nicht, daß ich nicht scharf auf dich bin, was?“

„Bild dir nur keine Schwachheiten ein“, lacht der Mann und dreht sich ab. Peter ist gut einen Kopf größer als diese Anna. Er sieht nur ihr dunkles Haar und denkt: Alles, was mir hier begegnet, ist dunkel.



„Ich muß jetzt gehen!“ sagt er schnell. „Auf Wiedersehen, Fräulein.“ Ehe sie, überrascht und ärgerlich, antworten kann, geht er quer über die große Tanzfläche dem Ausgang zu, groß, aufrecht, ruhig — anders als die andern. Ein stattlicher Kerl — denkt die Enttäuschte und blickt sich suchend im Zelt um.

Peter Möhlenkamp macht einen kleinen Spaziergang zu dem nahe gelegenen Stadion, wo ein Fußballspiel ausgetragen wird. Es ist heiß und laut und langweilig hier, er geht weiter. Eine Straße führt in weitem Bogen zum Rhein. Auch hier am Wasser ist es nicht kühler. Der Strom ist dreckig und träge, ein paar schwarze Lastkähne liegen wie ohnmächtig in der trüben Flut. Man riecht deutlich den in der Sonne schmelzenden Teeranstrich der Schiffe. Der Schacht hat sich mit seiner Kohlenhalde und dem ungetümen Verladekran bis dicht an den Rhein geschoben, ein Stichkanal erweitert sich landeinwärts zu einem Hafen. „Der Schacht frißt alles auf — Äcker und Wiesen und den Himmel und mich —“ denkt Peter und wirft sich in das dürre Gras. Nun verdeckt der Damm den Pütt, nur die Spitzen der Kamine, die wegen des Feiertags nicht qualmen, ragen darüber hinweg. Peter hört den Strom leise singen, der heute auch Feiertag hat. Der Himmel ist wolkenlos. Ganz fern klingt die Musik der Bergkapelle. Peter denkt an zu Hause, an den grünen Traktor, die braunen Ackerfurchen, Kühe, Korn, Wald. Und an Marthe. Dann schläft er ein.

Peter erwacht aus einem Traum, in dem alles gut war. Das Unglück mit dem Vater war nicht geschehen, der Hof war noch da und die Landschaft, die er liebte. Alles war gut in dem Traum, aus dem ihn eine Berührung weckte und in diese wirkliche Landschaft zurückführte, die weh tat. Er blickt verwirrt auf und sieht in ein von dunklen Haaren umrahmtes Gesicht. Diese Anna steht zu seinen Füßen, tippt an seine Schuhspitzen und fragt:

„Na, die krumme Laune ein bißchen verschlafen?“

Sie wirft sich neben ihn ins Gras, rupft einen langen Halm und fährt damit durch sein Gesicht. Er ist hilflos, er möchte ihr in dem gleichen burschikosen Ton antworten,

er kann es einfach nicht. „Das Dunkle verfolgt mich überall“ — denkt er zornig und sagt hart:

„Ich kenn Sie ja gar nicht!“

„Heimweh?“ fragt sie.

„Heimweh — nach was schon“, sagt er. Zwar denkt er an Marthe, aber er fährt fort: „Ich hab nichts mehr, wonach ich Heimweh haben könnte.“

„Heimweh fragt nicht danach, ob man was hat. Verheiratet sind Sie nicht?“ Sie hat wieder Sie gesagt, ihre Stimme hat einen ganz anderen Klang.

„Nein, verheiratet bin ich nicht, aber ich kenne ein Mädchen.“

„Aha, darum. Wollen Sie nicht mehr ins Zelt zurück?“

„Das ist mir zu laut und zu heiß.“

„Ist auch wahr, hier ist es ruhig. Man kann sich viel besser unterhalten.“

Sie unterhalten sich nicht. Sie liegen nebeneinander; er starrt in den Himmel und merkt, daß sie ihn fortwährend anschaut. Vielleicht hat sie auch Heimweh nach etwas, das sie nicht mehr besitzt. Eine halbe Stunde vergeht. Es dämmt. Hin und wieder weht die Musik etwas lauter herüber, denn es ist kaum ein Lufthauch zu spüren. Die Frau ist ihm nicht mehr lästig, weil sie auch schweigen kann. Wer mag sie sein? Als er einen Augenblick die Augen schließt, spürt er ihre vollen Lippen auf seinem Mund, fest und kurz. Er öffnet die Augen und sieht sie an.

„Verzeih“, sagt sie, und verbessert sich: „Verzeihen Sie, ich bin auch so allein.“ Dann steht sie auf und geht, dreht sich nach einigen Schritten um und sieht ihn an. Und als er nichts sagt, hebt sie die Hand, als wolle sie winken, tut es dann doch nicht und geht nun wirklich davon. Peter fühlt sich noch einsamer. „Das ist wohl auch besser so.“ Er hat Angst vor seiner Stube im Bergmannsheim, vor den Erlebnisberichten seiner Stubenkameraden und vor dem morgigen Alltag in der Dunkelheit des Pütts; aber er steht auf und geht dem Heim zu. Was soll er schon anderes machen . . .

(Aus: „Die Geburt des graugrünen Waldes“, eine Erzählung aus dem Revier)

Idyllischer Alltag an der Gahlener Dorfkirche

Photo: Leipner

